

Der Spiegel.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Zwanzigster Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

1847.

Post und Ofen, Mittwoch, 27. Januar.

8.

Der Pelzhändler und seine Braut.

Nach dem Englischen, des Percy
B. St. John.

Von H. Fr. Oswald.



Es gibt wenige Beispiele einer im Verfolgen des Gewinnes rastlosen, und mit mehr Mühseligkeiten und Gefahren verbundenen Industrie, wie diejenige, so die amerikanischen Trappers und Pelzhändler darbieten, welche in der Wildniß der großen Prairie, in den Felsengebirgen und den wüsten Ebenen des Oregon einer Beschäftigung nachgehen, die durch romantische und wunderbare Züge charakterisirt wird und darum stets die lebhafteste Neugierde und Spannung erregt. Tausende von abgehärteten Männern verlassen ihre heimatlichen Dörfer, in welchen sie selten und, wenn je, dem Zwange des zivilisirten Lebens völlig entfremdet zurückkehren, und gehen über die Gränze, wo sie entweder auf eigene Rechnung oder im Dienste irgend eines wohlhabenderen Abenteurers Wilderjäger werden, oder mit den Indianern Tauschhandel treiben. Keine Lebensweise ist mehr mit beständigen Gefahren verknüpft, und keine Beschäftigung in Beziehung auf den Vortheil, welchen sie denen bringt, auf welchen alle Mühseligkeiten dieses eigenthümlichen Gewerbes liegen, einem so fortwährenden Wechsel unterworfen. Mit dem Beginne des Frühjahrs verläßt der Krapper die Station, wo er überwintert hat, und begibt sich, oft ganz allein, nach den Bergen, wo er während der ganzen Dauer der günstigen Jahreszeit seinem Geschäfte obliegt, vielleicht mehr als tausend Meilen von jedem von

zivilisirten Menschen bewohnten Orte entfernt, ausschließlich von dem Ertrage seiner Flinte lebend, Büffel- und Elenthierfleisch essend, nicht selten hungernd und in beständiger Furcht vor den verrätherischen Cutaws, den herumschweifenden Comantsches, den wilden Apatschen und den wurzelessenden Schoschonis.

Weit in dem Innern der wüsten „großen Prairie“, etwa eine sechswochenreise von der äußersten Gränze der Civilisation in den Vereinigten Staaten, und einige achtzig Meilen von Taos in Neu-Mexico entfernt, liegt Fort Bent, ein Handelsposten an den obern Gewässern des Arkansas. Auf diesen Platz nun müssen wir des Lesers Aufmerksamkeit für einige Zeit richten. In geringer Entfernung von dem Posten und hart am Flusse ist ein kleines Thal, oder vielmehr eine Schlucht, deren Rand zu beiden Seiten von einigen wenigen alten Weiden und kleinen Tannen, denn ein edleres Gewächs bringt der unfruchtbare Boden hier nicht hervor, eingefast ist, während kurzes, verbüttetes Gras die innern Abhänge bedeckt. Am Eingange in diese Thalschlucht weideten eine Anzahl Pferde und Maulthiere. Weiter vorwärts, da wo der Boden sich gegen den Fluß zu senkt, konnte man die zerstreuten Zelte eines Indianerlagers sehen, und, wenn man näher kam, Kinder, welche kräftigende Spiele treiben, lustig aufschreien oder an dem mit Binsen bewachsenen Ufer des Arkansas munter herumplätscherten. Bis jetzt entdeckte man noch keine andere Bewegung in dem Halbkreis von Wigwams, aus welchen das Lager der Cutaws bestand, aber an dem Rand des Thales, welcher dem Fort zunächst lag, befand sich Semand, welcher unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. — Seine Arme auf seine blanke u. saubergehaltene Büchse lehrend, stand hier ein jun-

ger Mann im tiefsten Nachdenken versunken. Ein befranzter Rok aus Rehsfell, Gamaschen und Mocassins aus demselben Stoff, u. eine Mütze aus Bärenfell bildeten seinen ganzen Anzug, wenn wir die verschiedenen Jagdgeräthschaften ausnehmen, welche in diesen Gegenden so unentbehrlich sind, als den Modeherren in den gebildeten Theilen des Universums die Handschuhe und Hemdkragen. Das Gesicht des jungen Mannes war dunkel, aber so braun es auch war, so hatte doch kein Indianerblut es gefärbt, sondern die brennende Sonne der Ebenen, die frostigen Windstöße und Schneegestöber der höher gelegenen Gegenden, welchen die amerikanischen Jäger fortwährend ausgesetzt sind, hatten seine Haut vermaßt verändert, daß man sie leicht für die eines Eingebornen hätte halten können. Und doch war Peter Paul Lancel fast im Ansehen des Lemner Sees als freier Schweizer geboren.

Ursprünglich zum katholischen Priester bestimmt, war Peter, dessen Seele nach Selbstständigkeit und Freiheit lechzte, von seinem Heimsort geflohen, und hatte sich, gewiß ein seltsamer Gedanke von Jemand, der nach Unabhängigkeit seufzte, in eines der Regimenter eines benachbarten Staates einreihen lassen. Da Peter jedoch die Muskete und das Drillen sogar noch unerträglich fand als Fasten, Beten und Besser, auch die Kaserne ihm als ein ebenso strenges Gefängniß erschien wie die Zelle, so floh er zum zweiten Male, und suchte, gleich so vielen Hunderten seiner Landsleute, Zuflucht in Amerika. Endlich führte ihn sein Weg über die Grenzen der Civilisation hinaus, und nun war Peter schon seit vier Jahren ein unabhängiger Trapper (Pelzhändler). „Es ist sehr unangenehm,“ murmelte der junge Mann vor sich hin. „Nichts kann ich mein eigen nennen, ausgenommen diese Büchse und“ — der junge Jäger schüttelte den Kopf. „Diese listigen Teufel wissen, daß ich sie um jeden Preis haben will, und sie stellen diesen auch richtig so hoch. Ich fürchte, daß es beim Wünschen wol bleiben wird, da all mein Verdienst schon längst dahin ist, und doch kann ich nicht bis übers Jahr warten.“ — Man könnte vermuthen, der junge Mann habe über das in Aussicht stehende Mißgeschick, ein Lieblingspferd oder Maulthier zu verlieren, nachgedacht, das er habe kaufen wollen, wozu ihm aber nun die Mittel mangelten. Doch weit gefehlt, der Gegenstand, welcher seine Gedanken beschäftigte, war die Tochter des Gutaw-Häuptlings, in welche sich der junge Schweizer sterblich verliebt hatte und die er gerade in dieser Zeit nicht kaufen konnte. — Ein Indianermädchen wird vielleicht für ein Duzend Pferde, vielleicht auch nur für ein Pferd von denen verkauft, welchen diese Gegenstände als eine bedeutende Vermehrung

ihrer irdischen Güte gelten. Peter liebte die Blume der Gutaws, die liebliche junge Moama; der Preis für sie war ein Duzend Pferde von der ersten Qualität, und der Schweizer Trapper konnte nicht eins sein eigen nennen. — „Nun wol!“ rief er aus, nachdem einige Minuten in dumpfem Hintbrüten verstrichen waren, „da ich den Preis, welchen sie verlangen, nicht aufreiben kann, ma foi, so soll sie umsonst mein werden. So soll es sein!“ — Nachdem Peter Lancel so den heldenmüthigen Entschluß gefaßt hatte, die liebliche Moama sein eigen zu machen, ohne den für sie festgesetzten Preis zu bezahlen, wurde seine Stimmung wieder besser; er kehrte dem Gutaw-Lager, wo er die Nacht bei einem Festgelage zugebracht hatte, den Rücken und ging nach dem Fort zu.

Fort Bent ist etwa 150 Fuß lang und 100 Fuß breit. Die Wälle, aus ungebrannten, mit einem Lehmörtel verbundenen Backsteinen bestehend, haben eine Dike von 6 bis 7 und eine Höhe von etwa 18 Fuß, an der östlichen Seite befindet sich eine Pforte mit einem Paar dicker, hölzerner Flügelthore, während verschiedene mit Kanonen besetzte Bastionen, wovon zwei zylindrisch gebaut und 30 Fuß hoch sind, die Umgebung auf weite Ferne hin beherrschen. — Zur Besorgung der Geschäfte des Forts werden sechzig Männer verwendet. Davon ist ein Drittel mit einem der Theilhaber an dieser halb militärischen und halb kommerziellen Niederlassung damit beschäftigt, die mit den während der Jagdzeit gesammelten Häuten, Fellen und Pelzen beladenen Wagen nach den Vereinigten Staaten zu geleiten und den frischen Vorrath von Waaren zu bewachen, welche fortwährend ankommen, um in dem Handel mit den Indianern verwendet zu werden.

Nah dem Thore saßen zwei in die Tracht von Indianerhäuptlingen gekleidete Männer, aus langen Pfeifen rauchend, auf Matten, in der Absicht, das sehr rohe Frühstück zu verdauen, welches sie so eben zu sich genommen hatten. Ihre Mocassins waren von der zierlichsten und schönsten Form, mit Perlen und Stachelschweinfellen verschwenderisch verziert; ihre weiten Beinkleider waren von künstlich zubereiteten Hirschfellen, von der Hüfte bis zum Knöchel mit Franzen versehen, während ihre schönen Jagdhemden von demselben Stoff, und die Aermel am Saum von dem Handgelenk bis zur Schulter gleichfalls mit Franzen besetzt, u. mit Figuren aus verschiedenfarbigen Stachelschweinfellen verziert waren. Es waren dies die beiden Brüder Bent, die Monarchen alles dessen, was sie von hier aus überblickten und ächte Häuptlinge in dem ganzen, vom Fort aus beherrschten Bezirk. Näher bei der Hand waren Häufen von Trappern, Schreibern und Händlern, während man au-

liebte die Blau-
nge Moama;
d Pferde von
weizer Trap-
nennen. —
einige Minu-
reichen waren,
klagen, nicht
U sie umsonst
— Nachdem
gen Entschluß
sein eigen zu
zten Preis zu
wieder besser;
er die Nacht
atte, den Mü-

lang und 100
brannten, mit
Baksteinen be-
bis 7 und eine
östlichen Seite
m Paar dicker,
erschiedene mit
on zwei zylind-
r sind, die Um-
r sind. — Zur
s werden sechs
ist ein Drittel
ser halb milit-
Niederlassung
rend der Jagd-
n und Pelzen
einigen Staa-
Vorrath von
rtwährend an-
mit den India-

in die Tracht
te Männer, aus
Matten, in der
k zu verdauen,
ommen hatten.
zierlichsten und
Stachelschwein-
re weiten Wein-
reiteten Hirsch-
schel mit Fran-
nen Jagdhem-
die Aermel am
zur Schulter
mit Figuren aus
sktellen verziert
a Brüder Bent,
te von hier aus
ge in dem gan-
Bezirk. Näher
von Trappern,
rend man au-

ßen Indianer, Männer und Weiber, mit geisterartigem Schritt herumwandeln sah. Dazwischen spielten zahlreiche Gruppen von Kindern, welche ihr fröhliches Gelächter und ihre heitere, muntere Lustigkeit mit den ernsteren Bildern der äußerst merkwürdigen Szene vermischten. — Als Peter dem Fort näher kam, trennte sich einer von den außerhalb des Hofes herumlungelnden Männern von einem Häuflein gleicher Faulenzer, und ging dem Schweizer Trapper entgegen. — „Gut'n Morgen,“ rief er. „Ich glaube, Peter, Ihr seid nachdenklich. Was ist die Ursache? Etwa ein Mädchen?“ — Der Sprecher war ein sehr großes Mitglied — denn er war sechs Schuh hoch — von der weit verzweigten Bruderschaft, in Europa als Vankees bekannt, eine Benennung, welche übrigens mit Recht nur einem kleinen Theile der Anglo-Amerikaner zukommt. Obgleich sein Gesicht weder schön noch sehr angenehm war, so leuchtete doch durch die offenen Züge ein Ausdruck von guter Laune und Intelligenz, der alle, welche ihn sahen, zu seinen Gunsten einnahm. Ehe Peter sah, wer der Sprecher eigentlich sei, fühlte er sich geneigt, über diese Unterbrechung seinen Unwillen zu äußern; als er aber seine Augen erhob und nun bemerkte, wen er vor sich habe, war sein Zorn auf einmal verschwunden. — „Wohl, Ephraim,“ sagte er mit traurigem Lächeln, „ich glaube, Ihr wißt, was die Veranlassung ist.“ — „Ein Mädchen!“ — „Ja, ein Mädchen, wie Ihr sagt; aber,“ fuhr Peter fort, „Ihr wißt recht wol, Ephraim, daß ich keinen alten Maulesel besitze, viel weniger ein Duzend Pferde, was der Preis für das Mädchen ist.“ — „Wol,“ rief die ungeheure belebte Fleischmasse, gewöhnlich Ephraim Smith genannt, „wenn dies der Fall ist, so stellt den Schein nicht auf mich aus. Zwölf Pferde für ein Mädchen, und dazu noch ein Indianermädchen!“ — „Ephraim, ich liebe das Mädchen!“ — „Liebt sie euch auch?“ — „Doch, weiß ich ja selbst nicht, was Liebe eigentlich heißen will. Sie ist schön, das ist gewiß; aber zwölf Pferde, nein!“ — „Sie liebt mich, Ephraim,“ fuhr Peter fort. — „Gut!“ — „Und da ich den Preis nicht bezahlen kann, welchen sie verlangen, so sind wir dahin übereingekommen, daß ich gar nichts zahlen und das Mädchen dennoch, dem ganzen Stamme zum Troz, bekommen werde.“ — „Wirklich? unmöglich,“ erwiderte der lange Amerikaner nachdenklich. — „Nein, Ephraim; es muß geschehen, und es soll geschehen; ja, noch mehr, ich rechne auf euch als meinen besten Freund in dieser Sache. Im ganzen Fort Bent ist nicht Einer, der es thun könnte.“ — „Nun, das nenne ich einmal eine Schmeichelei,“ erwiderte der große Trapper mit willfährigem Lächeln; „und wenn es gilt einem Freund über einen Sieg wegzuhelfen, so

ist Ephraim Smith nie der Mann, um nein zu sagen, wenn er es thun kann; wenn er es nicht thun kann. . .“ — „Genug jetzt davon,“ sagte Peter mit einem bedeutungsvollen Wink, „und nun wollen wir die Sache überlegen und besprechen. Aber um ein Ding, Ephraim, möcht ich euch noch gebeten haben. Man muß glauben, daß ich sie aufgegeben habe.“ — „Ich sehe drei Yards weit durch eine Steinmauer,“ gab der Jäger mit einem Wink zur Antwort, „und es würde mir großes Vergnügen machen, wenn Ihr dies über euch gewinnen könntet. Ein Weib ist niemals gut, aber ein indianisches Weib ist der Teufel selbst. Ich bin ein freier Bürger unserer ewigen Republik, und es fällt mir schwer, meine volle Meinung nicht auszusprechen; aber sollte es nicht helfen, so ist das Wort stumm.“

Es war sieben Tage später, als zwei Männer bei einem Weidengebüsch hielten, wo der Almager-Fluß, gewöhnlich als Fontaine-qui-bouille bekannt, in den Arkansas fällt und dessen Gewässer vergrößert. „Da hat das Gesindel gelagert,“ sagte Ephraim Smith, denn er war Einer von den Beiden, „und zwar gerade auf diesem Flek. Hier ist der Feuerplatz u. dort sind die Weidenstangen,“ auf verschiedene Weidenäste deutend, welche in den Boden getrieben und an der Spitze mit einem biegsamen Zweig von demselben Material befestigt waren, die ihnen dazu dienten, ihre großen Matten zu Wigwams auszuspannen. „Sie sind, so viel ich sehe, erst diesen Morgen weitergezogen, denn die Asche ist noch nicht ganz verglüht; auf jeden Fall sind wir ihnen auf der Spur.“ — „Und dies ist vor der Hand Alles, was wir verlangen,“ erwiderte Peter Lancel, „aber jetzt wollen auch wir uns lagern, Holz gibt es genug, und so können wir ein tüchtiges Feuer unterhalten und uns gegen die Kälte schützen, doch,“ fügte er mit grimmigem Lächeln bei, „was das Essen anbetrifft, so wird davon vermuthlich auch heute wieder keine Rede sein.“ — „Ja, es sieht hier ziemlich schal aus,“ fuhr der lange Jäger fort; „kein Büffel, kein Rothwild, an dem allem sind die verdammten Cutaws Schuld; sie haben jeden Bissen Wildpret aus der Gegend verjagt. Da sind zwei Mägen vom ersten Rang, wirkliche Bergtrappers, und haben schon seit zwei Tagen nicht einen Bissen bekommen, und zwar nur wegen dieser diebischen Vagabunden. Doch, macht nur ein Feuer auf, Peter, ich will an diesem Bach da lauern und wenn ein Hirsch oder eine Kuh, ein Bär oder ein Wolf in der Nähe herumknüffelt, so werden wir heute ein Abendessen haben.“ Und ohne weiter ein Wort zu sprechen, nahm der stämmige amerikanische Trapper seine Büchse auf die Schulter und entfernte sich durch das Weidengebüsch, trotz seines Hungers eine lustige Melodie pfeifend, bis

er in die Nähe eines Ortes kam, wo er ein Lager des Wildes vermutete und wo seine Lippen sofort schwiegen. Peter, der jetzt allein war, legte sein Gewehr und die übrigen Jagdgeräthschaften nahe zur Hand und begann die Vorbereitungen für das Nachtlager zu treffen. Wie gewöhnlich war der von den Indianern ausgewählte Ort zu diesem Zweck der beste im ganzen Distrikt, und daher entschloß sich auch der junge Schweizer Trapper sich gleichfalls hier niederzulassen. Mitten in dem sie von allen Seiten umgebenden Gebüsch waren sie größtentheils vor dem Wind geschützt, während das Feuer aus demselben Grunde nicht auf unangenehme Weise flakern konnte, und eben so auch den spähenden Augen allenfalls herumstreifender Indianer verborgen blieb. (Fortsetzung folgt.)

Presß-Beitrag.

Eine der interessantesten Sammlungen guter Unterhaltungswerke verspricht jene zu werden, welche unter dem Titel: „Die belletristische Welt, elegante Hausbibliothek der besten Romane unserer Zeit“ erscheint und von Dr. A. Diezmann herausgegeben wird. Diese auf's Zierlichste ausgestattete Sammlung in bequemsten Formate wird in niedlichen Bändchen à 8 kr. C. M. ausgegeben. Zehn solcher Bändchen liegen vor uns, welche den trefflichen Roman: „die Gräfin Chateaubriant“ von Laube (also ein deutsches Originalwerk) enthalten. Dieser Roman, welcher in den bewegten Zeiten des ritterlichen Königs Franz I. von Frankreich handelt, ist voll anziehender Situationen, treffender Schilderungen, geistreicher Reflexionen, bezeichnender Charakteristik, lebhafter Vergegenwärtigung von Zeit und Ort der Begebenheiten, und zeichnet sich vor Allem durch jenen blühenden Styl und Gediegenheit der Sprache aus, wie man an dem rühmlich bekannten Verfasser gar nicht anders gewohnt, und schon aus dem Umstand ist dieses Originalwerk den Uebersetzungen aus fremden Sprachen vorzuziehen, weil der Uebersetzer unmöglich des Geistes und der Eigenheiten des Verfassers sich ganz zu bemächtigen im Stande ist. Wir empfehlen also den Lesern Laubes „Gräfin Chateaubriant“ als eine eben so unterhaltende, als Geist und Gemüth gleich befriedigende Lektüre. Die Anschaffung ist wegen der Billigkeit des Preises sehr leicht, indem wie gesagt ein Bändchen nur 8 kr. C. M. kostet, wofür es in C. Geibels Buchhandlung in Pesth zu haben ist.

** „Das beste und neueste Unterhaltungsbuch in langen Winterabenden“, so ist der Titel eines eben erschienenen, von Hermann Kessler herausgegebenen niedlichen Büchleins (Pesth, 1847. Verlag von

C. A. Hartleben), dessen Inhalt seinem Titel vollkommen entspricht. Wir finden darin eine Anweisung, kleine Gesellschaften durch Spiele, Vorlesen pikanter Anekdoten, Wize, Einfälle und humoristischer Erzählungen, oder durch kleine, leicht auszuführender Kunststücke, äußerst angenehm zu unterhalten u. zu erheitern. Nachdem wir in der ersten Abtheilung, unter der Aufschrift: „der Salon“, eine Auswahl der vorzüglichsten Gesellschaftsspiele mit anständigen Pfänderauslösungen, dann Räthsel, Charaden, mehrere belustigende Karten- und Taschenspielerkünste 2c. 2c. gefunden, begegnen wir in der zweiten Abtheilung, betitelt: „der Vorleser“, mehreren sehr interessanten kleinen humoristischen Erzählungen, einer Gallerie „interessanter Pechvögel“, komischer Gespräche 2c. Alles gut gewählt und zusammengestellt. Die dritte Abtheilung führt den Titel: „Anekdoten ausbruch“, aus dem Tagebuche eines lustigen Weinreisenden“, dessen Portrait die artige Titel-Lithographie darstellt, und welche Abtheilung eine Serie der pikantesten Anekdoten enthält. Endlich bringt uns die vierte Abtheilung ein „Buch der Liebe“, Schönes und Unmuthiges in Prosa und Reimen von den bewährtesten u. besten Dichtern, mit Geschmack gewählt. Die Ausstattung ist sehr nett. (Zu haben bei Hartleben und Altenburger in Pesth.)

** Man schreibt aus Leipzig: „Ueber die ins Stoken gerathenen großartigen Journalunternehmungen des Buchhändlers J. F. Weber in Leipzig, erfährt man hier folgendes: „Die illustrierte Zeitung wird fortgesetzt, eben so die Novellenzeitung, dagegen gehen die Agronomische und Gewerbszeitung ein. Uebernehmer der beiden erstgenannten Blätter ist der Papierlieferant der Weber'schen Verlagsabhandlung, die nicht weniger als 53,000 Thaler bloß an Papier schulden soll. Dem Buchhandel ist da wieder eine große Lehre gegeben, und das Resultat der kolossalen Weber'schen Unternehmung kann Vielen zur Warnung dienen. Im Interesse der nicht illustrierten Zeitungspreß wäre zu wünschen, daß auch die illustrierte Zeitung einginge; die encyclopädische, verunsichernde, halbheitliche Richtung, welche sie verfolgt, hat im Allgemeinen nur dazu beigetragen, die Gemüther zu verflachen, sie gegen die gediegnere periodische Preß zu stumpfen und vom nationalen Interesse abzulenken.“

** Beitrag zur Journalistik Oesterreichs. Die Journale vermehren sich gegenwärtig wie die wilden Schwämme. Einem gibt den Geist auf — haben denn manche belletristische Blätter auch einen Geist? — und hundert neue verlassen die Preß. Mit dem Schlusse des Jahres 1846 ging in Wien der 38 Jahre alte „Sammler“ ein und in Prag

wurde mit Anfang 1847 ein neues Organ ins Leben gerufen. Diese neue Zeitschrift ist zur Förderung dramaturgischer u. musikalischer Interessen bestimmt und führt den Titel: „*Deutsches Theater- und Musik-Album*“, herausgegeben und redigirt von J. A. Beutel, Professor am Konservatorium der Musik in Prag, erscheint die Woche drei Mal und kostet im Buchhandel und bei den löbl. Postämtern 3 fl. C.M. halbjährig. Das Unternehmen ist sonach das jüngste in Oesterreich und vielleicht in Deutschland und wir glauben nicht freundlicher handeln zu können, als daß wir die deutsche Lesewelt hierauf aufmerksam machen und dasselbe dem pränumerirenden Publikum bestens anempfehlen. Die Redaktion des Prager Blattes sagt in der am 2. Januar erschienenen Nummer unter andern auch folgendes: „Wir bringen Alles, was auf Kunst, Theater und Musik nur im Entferntesten Bezug hat. Wir bringen, freilich sparsam, auch Künstlernovellen, insofern denselben eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt, oder sie tüchtige Kunstansichten aussprechen; wir bringen von Zeit zu Zeit kurze Gedichte zur Komposition geeignet; wir bringen, sobald dies unter wachsender Lesekreis zuläßt, von Zeit zu Zeit eine Musikbeilage, ein Künstlerporträt; wir bringen Alles, was in das Bereich dieses Blattes gehört und in unseren Kräften steht.“ E. N.

Theater- und Musikzeitung.

Brünn (22. Januar): Zum Besten der hier ins Leben tretenden Rettungsanstalt für verwaorloste Kinder veranstalteten drei edle Menschenfreunde, nämlich der Herr Graf von Borkowky, der Herr Magistratsrath Batschek und Herr Dheral, der Redakteur der hier erscheinenden „*Moravia*“, am 26. Dez. v. J. im Redoutensaale die Aufführung von Rossini's „*Stabat mater*.“ Die Exekution dieses Meisterwerks, welche eine in allen Theilen gelungene genannt zu werden verdient, leitete, unter Mitwirkung mehrerer Herren Dilettanten und der Mitglieder der beiden hier bestehenden Liedertafeln, der Kapellmeister des hies. Theaters Herr Angel mit Umsicht und Energie. Von den hiesigen Opernmitgliedern sollten Hr. Schiffbenka, unser treffliche Bassist, und Fräul. Louise Michaleff, als Sopran, mitwirken. Allein ein Todesfall, der am Tage vor der Aufführung in der Familie der Letzteren stattfand (es starb nämlich die Mutter derselben, Mad. Michaleff, früher als Sängerin hier engagirt u. in letzterer Zeit Gesangslehrerin in unserer Hauptstadt), verhinderte sie, ihren Part zu singen. Unsere ausgezeichnete Primadonna, Mad. Fries-Ghnes, übernahm augenblicklich den Part der Fräul. Michaleff und

führte denselben auch, ohne eine einzige Probe mit gemacht zu haben, so vortrefflich durch, wie wir es von dieser Künstlerin stets zu hören gewohnt sind. Sie wurde verdienstermaßen mit Beifall überhäuft. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin mit Bedauern zu erwähnen, daß Mad. Fries-Ghnes nächste Ostern, zum Leidwesen aller hiesigen Opernfreunde, die Bühne verläßt. Die Künstlerin geht vorläufig zum Besuche zu ihren Aeltern nach Wien u. wird dann eine Kunstreise nach Norddeutschland antreten, um auf den Bühnen zu Berlin, Kassel, Mainz, Wiesbaden etc. Gastrollen zu singen. — Am 11. Jan. fand das Benefiz des Tenoristen Hr. Veron statt. Er hatte hierzu Halevy's „*Jüdin*“ gewählt. Der bekannte Sängerkönig Hr. Wild, der sich gerade auf der Durchreise nach Preußen hier in Brünn befand, hatte die Gefälligkeit, die Partie des Cleazar zu übernehmen. Hr. Wild, obwol nur noch im Besitze eines kleinen Restchens seiner ehemaligen herrlichen Stimme, steht jedoch als dramatischer Sänger noch immer unerreicht da, u. seine treffliche Schule, seine ausgezeichnete Gesangsmethode sichern ihm auch jetzt noch bei seinen geringen Stimmmitteln einen guten Erfolg. So war es auch hier. Die Partie des Cleazar, so ziemlich in seiner Stimme gelegen, sang Hr. Wild vortrefflich und spielte dieselbe auch so meisterhaft, daß er gewiß dem größten Theile unserer Provinz-Schauspieler als gutes Vorbild dienen könnte. Der günstige Erfolg dieser Vorstellung war vermuthlich das Motiv, welches Hr. Wild bewog, noch in einigen Partien vor uns zu erscheinen und seine Weiterreise zu verschieben. Bis jetzt sang er noch den Dthello und Edgar in „*Lucia*“, „*Don Juan*“ und eine Wiederholung der „*Jüdin*“ sollen noch folgen. — Heute findet ein Konzert der bekannten Pianistin Mad. Klara Schumann-Wieck statt, das sie hier auf ihrer Durchreise veranstaltet, so sagt wenigstens der Theaterzettel. — Der Bezwinger aller Damenherzen, der lebenswürdige Zauberer Döbler, wird nach Beendigung seiner Vorstellungen im Josephstädter Theater seine Lichtbilder und Eskamotagen zeigen; wir erwarten ihn mit Sehnsucht. — Am 24. Januar findet der erste Maskenball im kön. Redoutensaale statt. Laut Annonce beabsichtigt Hr. Direktor Glöggel im heurigen Karneval fünf Bälle zu veranstalten. M. J.

Hamburg. (15. Jan.) Seit der Lind hat man in Hamburg kein so volles Haus gesehen, als das gestrige Stadttheater, in welchem zum Vortheil des Herrn Baijon drei neue Stücke gegeben wurden; zunächst: „*die Gunst des Augenblicks*“, Originallustspiel in drei Akten von Devrient, ein leichtes Machwerk. Das zweite Stück: „*Eine Gastrolle*“, ward dagegen mit de-

sto größerem Applaus aufgenommen. Verfasser dieses „Original-Lebensbildes“ ist Herr Baisson selbst, der darin vier verschiedene Personen darstellt. Was die Spannung auf diese „Gastrolle“ so sehr gesteigert hatte, war ein Umstand, der, bei ruhiger Ueberlegung, keinen andern als einen peinlichen Eindruck machen kann. Es hatte sich nämlich kurz vor Aufführung des Stückes das Gerücht verbreitet, der Verfasser habe in seiner Arbeit eine hier allgemein bekannte Persönlichkeit kopirt, die seit Jahr und Tag in allen Theaterangelegenheiten unberufen und unbefugt ihr Votum abgegeben hat und erst in der letzten Zeit für Fräulein Wilhelmi (dieselbe, welche einst in Pesth unbedeutende Rollen spielte und jetzt in Deutschland viel Aufsehen erregt) öfentlich in die Schranken trat, um die künftige Direktion zu zwingen, ihr einige Hundert Thaler Sagen mehr anzubieten, als sie gethan hat. Der vermeintlich Kopirte ward von einem panischen Schrecken befallen u. wußte sich von der Direktion das Manuscript zu verschaffen. Bei Lesung desselben fühlte er sich getroffen u. nahm seine Zuflucht zur Polizei; diese zitierte den Verfasser und prüfte das Stük, das sogar dem Senat vorgelegt wurde, der es aber mit dem Bemerkten zurückgab, es sei darin kein Anlaß zur Untersagung der Aufführung. Diese Vorgänge waren im Publikum bekannt geworden, und die Schadenfreude, dieses unedle, allzeit rege Gefühl im Menschen, feierte einen großen Triumph. Wir müssen gestehen, daß wir uns eines schmerzlichen Gefühls bei dieser ganzen Auführung nicht erwehren konnten. Der Getroffene, nach welchem sich alle Hälse reckten, den alle Obergänger im Parket aufsuchten, hatte den Muth gehabt, auf seinem gewöhnlichen Plaze zu erscheinen.

Mignon - Zeitung.

Etwas von Allem. (Die Holländer.) Professor Kay weiß den Holländern nichts als Tugenden nachzurühmen. Nachdem er von der bekannten und sprichwörtlich gewordenen Reinlichkeit gesprochen, bemerkt er: Wir begegneten keinen zerlumpten oder schmutzigen Leuten, keinen Betrunknen; überhaupt deutete nichts darauf hin, daß Trunkenheit das Laster irgend einer Volksklasse sei. Obwol wir uns zu jeder Tagesstunde viel an belebten Punkten befanden, sahen wir im Ganzen doch nur zwei Bettler, deren Benehmen und Aeußeres übrigens kaum diese Benennung vertrug. Die Holländer scheinen sehr anhänglich an ihre Regierung zu sein, und wenige Länder besitzen eine Bevölkerung, unter welcher die häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten mit solcher Ausdauer erfüllt werden. Eine gewissenhafte Sparsamkeit und vor-

stichtige Sorge für die Zukunft scheinen charakteristische Tugenden jener Klasse zu sein. Die ganze jährliche Einnahme zu verthun, gilt als eine Art Verbrechen. Und wie im Privatleben, so macht sich dieser Zug auch in allen andern Verhältnissen geltend.

* * Lord John Russell, der jezige englische Premierminister, wurde vor Kurzem sehr unangenehm bei einer Mittagtafel gestört. Seine Stieftochter, die zwanzigjährige Miss Lister, erschien nicht zu Tische, und auf die Nachfrage bei der Dienerschaft erfuhr man, daß die junge Dame sich schon vor 5 Uhr aus dem Hause entfernt hatte. Sie war mit ihrem Geliebten, dem 22jährigen Herrn Moriz Drummont, entflohen, aber nicht nach Greta Green, sondern nach Frankreich. Die Liebenden wurden eingeholt und Sonntag Nachmittag zurückgebracht. Der „Herald“ versichert, der Vorfall werde zur Zufriedenheit aller dabei theilhaftigen Parteien endigen.

* * Ein Schreiben aus Lima in den Times berichtet: „Die Skurrilität der Presse daselbst und die Frechheit anonymer Schriftsteller habe bewirkt, daß kein Mann von Ehrgefühl einen Ministerposten übernehmen wolle, so groß sei der Verdruß über die ungerechten, straflosen Angriffe aus der erwähnten Quelle.“

* * Gräfin Ida Hahn-Hahn ist von ihrer Britannia-Reise nach Deutschland zurück gefehrt. In Irland lag sie an einem Typhus-Fieber darnieder und war eine Zeit lang in Todesgefahr. Man sieht begierig ihrem Werke über England entgegen. Wer? fragt die „Kölnner Zeitung.“

* * Ein Amsterdamer Fabrikant hat ein neues Getränk, das er „Volksbier“ nennt, weil es dem Volke den Branntwein ersetzen soll, aus Palmfago statt aus Malz gebraut u. darauf ein Patent für fünf Jahre erhalten. Das Sagobier ist von der ärztlichen Kommission von Nordholland untersucht und für gesund befunden worden; es schmeckt wie gutes Weibier u. hat einen feinen aromatischen Beigeschmak, ist nahrhaft, löschet den Durst und kann sowol im Faß als auf Krügen und Flaschen aufbewahrt werden, ohne zu säuren. Mit dem Alter wird es bräuner und süßer. Ein Faß von 20 niederländischen Kannen kostet 1 fl.

* * Man schreibt aus Berlin: „In einem Gasthof erster Klasse hat sich hier vor einigen Tagen ein erst angekommener junger Pole, ein Herr v. S. mit einem Pistol erschossen, das er wahrscheinlich mit Schießbaumwolle geladen hatte, weil man keinen Knall vernommen.“

* * (Warnung vor Patchouli.) Vor diesem modernen Parfüm warnt die neue „Med. Chir. Zeitung“ die Damen (warum nicht auch unsere jungen Herren vom Pflaster?), indem es sie blaß mache u. heftige Nervenzufälle herbeiführe. Das

Arom des Patchouli stammt von *Plectanthus graveolens coleus* her, einer Pflanze, deren Stengel hoch, holzig, deren Blatt grün, durchs Trocknen grau wird, und die in Indien u. auf der Insel Bourbon wächst und getrocknet nach Frankreich kommt. Das daraus gewonnene ätherische Del ist flüssiger als das der Citrone und von gelbgrünlicher Farbe. Entgegengesetzt dem Moschus verbreitet Patchouli mehr Geruch, wenn es in einem feuchten Orte vertheilt wird. In der Medizin hat man noch keine Versuche mit dieser Pflanze angestellt.

*** (Ein vornehmer Schneider.) In der Wiener Zeitung vom 23. d. lesen wir unter den Verstorbenen: „Leopold Freiherr von Riedesel, befugter Kleidermacher“, starb am 18. Januar 1847.

*** Dem Leipziger „Volksblatt“ ist kürzlich ein ähnlicher Streich gespielt worden, wie früher einigen bairischen Blättern — nur etwas feiner. — Das „Volksblatt“ erhielt nämlich ein Gedicht von Dresden, in welchem es außerordentlich gelobt wird; so recht voll inniger Seligkeit druckt die Redaktion das Gedicht ab, schreibt in einer Anmerkung, das komme recht aus dem Herzen des Volkes, und schwelgt in der Anrührung. Da kommt drei Tage später der böshafte „Dorsbarbier“ (auch ein Volksblatt) und entdeckt, daß das Gedicht ein Astrofichon ist und die Anfangsbuchstaben lauten: „Nur ein Geselg glaubt es!“

*** Der im letzten Schmetterling erwähnte Wagen ist nicht für den König von Preußen, sondern für die Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft zur Benutzung für fürstliche Personen bestimmt, wie aus einer Berichtigung in einem Hamburger Blatte hervorgeht.

*** In einigen Gegenden Brasiliens herrscht die Sitte, daß dem Fremden im Gasthose alle gebrauchte Wäsche weggenommen wird, die er dann Abends schön gewaschen, geplättet und mit Rosen und Nelken geschmückt wieder findet. Gar nicht übel!

*** Wie selten kommt das Glük so an die rechte Thür! — In Havana ist das große Los der Kön. Lotterie, 100,000 Dollars, von fünfzig Negern, größtentheils Sklaven, gewonnen worden, welcher jeder einen Dollar auslegten, um sich drei ganze Loose zu kaufen. Nr. 3997 brachte jeden in den Besitz von 2000 Dollars, und da sie 400—750 Dollars sich freikaufen können, so haben sie immer noch ein Stümchen über tobegin with.

*** Die Astronomie ist jetzt Modewissenschaft in Paris. Leverrier's erste Vorlesung über Sternkunde in Paris war von 1200 Personen besucht.

*** In einem irländischen Blatte, dem *Wimeria Chronicle*, liest man Folgendes: „Wie

es heißt, wird die reichste Wittve in Irland nächstens einen Prozeß wegen Bruchs eines Eheversprechens gegen einen Herzog anhängig machen, der sich leztthin verheirathet hat, und zwar „aus Liebe, ohne auf Geld zu sehen.“

Lokal-Beitrag.

Theater.

Deutsches Theater. Am 25. d. M. zum ersten Male: „Parisina“, Oper von Donizetti (Benefiz der Mad. Mink). Die „Parisina“ ist eine jener wenigen Opern, wo der Libretto-Dichter dem Kompositur kräftig vorgearbeitet; Romani lieferte, nach der Idee des Byron'schen Epös: „Parisina“, ein Textbuch, das voll Poesie ist und zu ungemein viel Bühneneffekten Gelegenheit gibt. — Donizetti's Musik hat alle Vorzüge einer Donizetti'schen Musik; sie zählt sehr hübsche einschmeichelnde Motive u. treffliche Ensemblestücke. Die vorzüglichsten Nummern sind von Allem die acht Nummer der Parisina, namentlich ihr Duo mit dem Duca, von welchem A. Dumas in seinem „Monte Christo“ sagt, es sei eines der schönsten, ausdrucksvollsten und erschütterndsten von Allen, die aus der fruchtbaren Feder Donizetti's geflossen, im 2. und das brillante Finalesolo im 3. Akte; die schöne Cavatine des Duca im 1. Akte, die Arie des Ugo im 2. Akte, dann das mit einem Quartett beginnende Finale des 2. Aktes; Die Ouverture ist eben nicht von unbedeutendem musikalischen Werthe, doch ist die Oper im Uebrigen trefflich instrumentirt. — Aber auch die Mängel Donizetti'scher Musik blieben in der „Parisina“ nicht wenig; vor Allem die Reminiscenzen aus bekannten Opern, die sich gewöhnlich in den ersten Tacten der einzelnen Nummern bemerkbar machen und dann — als wäre die Ähnlichkeit dem Kompositur selbst aufgefallen — sich nach u. nach verlieren; so mag es kaum einen Zuhörer im Theater gegeben haben, den eine Stelle in der großen Arie der Parisina nicht unwillkürlich an Bellini's populäre Arie: „Io soffrii tortura“ erinnert hätte. — Ein zweiter, wenn auch weniger auffallender Fehler besteht darin, daß sich Donizetti nicht immer auf der tragischen Höhe erhalten konnte, woran freilich das gar zu grelle, exzentrische Kolorit der Handlung, namentlich im 3. Akte, die Schuld trägt; der zweite Akt ist der gehaltvollste u. enthält die meisten neuen Gedanken. — Die Aufführung, war als erste Darstellung einer so schwierigen Oper sehr befriedigend, bloß im ersten Akte schien sich Alles zu schonen, wie dies bei neuen Opern gewöhnlich ist, da der Sänger nicht wissen kann, wie er mit der Stimme ausreicht; dafür ging der 2. und 3. Akt exzellent. Die Benefiziantin, die mit einer langanhaltenden Beifallsralle begrüßt wurde, gab die Titelpartie und bewährte sich durch ihren trefflichen Gesang und das gänzliche Aufgehen ihrer Individualität in den darzustellenden Charakter als Meisterin im dramatischen Gesange. In der höchst schwierigen oben drein einen bedeutenden Aufwand physischer Kraft erfordernden Schlussszene des 3. Aktes war ihre Leistung eine großartige — ein tiefersehütterndes Bild unendlicher Seelenfolter. — Hr. Valtrineri mußte sich durch Kraft und Schmelz seiner Stimme wieder geltend zu machen und Hr. Bianchi, der im ersten Akte etwas indisponirt schien, sang in der Fol-

ge mit einem Feuer und einer Kraft, wie wir ihn noch selten gehört. — Recht verdienstlich war auch Hr. Rocca; und das Sänger-Quadrifolium (ad analogiam Trifolium) wurde oft gerufen. — Chöre und Orchester hielten sich recht tapfer. Das gut besuchte Haus nahm die Oper recht günstig auf und die folgenden Darstellungen, bei denen sich auch die Sänger schon mehr heimisch fühlen werden, dürften sie bald zu einer Lieblingsoper unseres Publikums erheben. — Die Kostumes sind höchst elegant.

M. F.

Lokalbemerker.

— Die beiden Kör's haben sich also vollkommen vereinigt und trotzdem sie den bekannten neuen Namen annahmen, dennoch protokollariter erklärt, daß sie sich von allen politischen Absichten fern halten werden. Die austretenden Mitglieder werden, wie der Glosner sagt, vermuthlich in einen „Polzari Kör“ (bürgerlicher Kör) zusammentreten. (Also wieder zwei Kör, — wozu nuzte dann die Vereinigung?) 5.

— Knauers hundertjähriger Kalender prophezeit für gestern, den 26. Jan. 1847, eine unerhörte Kälte; zufällig war es aber gestern sehr milde. Man sieht, daß der Zufall Prophezeihungen zu nichte machen kann. 4.

— Das angekündigte Konzert, des Klotenvirtuosen Herrn Heindl findet morgen im Dner Theater statt.

— Da wir mehrmals erwähnten, daß Herr von Forst die Verlängerung des Pacht-Kontraktes auf fernere sechs Jahre (von Dstern 1848 angefangen) höchsten Ortes genehmigt, erhalten, verweisen wir Jene unserer verehrten Leser, welche die Angelegenheit näher interessirt, auf die „Pesther Zeitung“, wo die beiden diesfälligen Palatinalverordnungen abgedruckt sind und namentlich über die Garantie, auf welcher gewisse Leute so sehr herumreiten, genügende Aufklärung gegeben wird. 5

— Die Fleischhauer sagten für die Armen zehn Zentner Fleisch zu; — aus diesem Grunde dürfte man sich dann schon eher einige Tage lang ein etwas mangelhafteres Gewicht gefallen lassen, gegen welches wir ohnehin nicht mehr zu murren brauchen, wie dies ein im Hirado erzahltes Geschichtchen bekräftigt: „In einer gewissen Stadt“ — also durchaus nicht in Pesth-Dnen — heirathete kürzlich ein Fleischhauer. Die an Sparsamkeit gewohnte junge Frau ließ kurz nach der Hochzeit einen dreipfundigen Nierenbraten — natürlich aus der Fleischbank ihres Gatten — holen und wog denselben nach, wie sie es im alterlichen Hause zu thun gewohnt war. Sie vergaß, daß sie jetzt Fleischhauerin ist und schickte zornig das Fleisch zururk, weil — ein halbes Pfund fehlte. Später klärte sich freilich Alles auf, aber man sieht doch daraus, daß die Fleischhauer für ihre eigenen Frauen auch kein besseres Gewicht geben. 5.

— Der Schauspieler Hr. Rudenz, welcher kaum erst sein Gastspiel an der Dner Bühne mit glücklichem Erfolge begann, folgt einem Rufe an die

Remberger Bühne, welche mit ihm in Engagements-Unterhandlung stand. Herr Rudenz wird nach einiger Zeit seinen Gastrollencyklus an der Dner Bühne fortsetzen und namentlich in einigen neuen Lustspielen auftreten, die hier noch nicht aufgeführt worden sind.

— (Lichtbilder auf Papier.) Herr A. Kramolin in Dnen hat, wie schon erwähnt, eine Methode zu portraittiren erfunden, die in jeder Hinsicht, alle bisher bekannten übertreibt. Mit denselben Treue, wie früher auf Daguerres Silberplatten, erscheinen hier die Bilder auf dem Papiere und haben, selbst für das Kennerauge, viel Aehnliches mit einem Stahlstich. Bevor der Englander Talbot noch eine Ahnung an diese Erfindung gehabt, war Hr. Kramolin schon der Vollendung nahe. Als Beweis hievon dürfte wol der Umstand gelten, daß an Kramolins Bildern durchaus nichts von jener Bräune anzutreffen ist, welche Talbot's Methode charakterisirt.

— Ihre k. k. Hoheit die verwittwete Frau Erzherzogin Maria Dorothea ist Anfangs dieser Woche mit ihrer ganzen erlauchten Familie, in Begleitung des Grafen Albert v. Sichy, Kämmerer des hochseligen Palatins, in die Residenz abgereiset, wo für Hochdieselbe der herrliche Ballast Belveder zum Wohnorte bereit gehalten wird. 5.

— Die Bibliothek des sel. Hrn. S. Jvanics, die aus mehr als 100,000 Bänden besteht, ist durch Hrn. M. v. Magyar kürzlich geordnet worden und wird für Steiermark angeschafft werden. Für unser Vaterland wäre der Ankauf dieser Bibliothek sehr wunschenwerth gewesen, da sie — nach dem Hd. — sehr viele interessante Hungarica enthält. 5.

— Graf Georg von Karolvi ist — nach einem Berichte des Hond. — nach Benedig gerickt, und wird in drei Wochen wiederkehren; Graf Kasimir Batthyany reisete nach Breslau und Sr. Erzellenz Graf Stephan v. Széchenyi begab sich nach Gräfenberg zu seiner Familie und wird im Laufe des Winters sammt Familie zururk erwartet. 5.

— Die alterste Person in Dnen wohnt in der Festung. Sie zählt 105 Jahr, ist noch ziemlich rüstig und hat noch ein vortreffliches Gedächtniß. 2y.

Karnevalszeitung.

Der am 24. d. M. in den städt. Redoutensalen abgehaltene Maskenball war wieder ziemlich gut besucht. Herr Privorsky, welcher die durchaus nicht frohlische Stimmung des Publikums im heurigen Karneval kennt, verdoppelte seine Bemühungen, um durch eine treffliche Musik und besondere Sorgfalt für das Amusement, demselben einen vergnügten Abend zu verschaffen. Es fanden sich auch recht viele Masken ein; nur Schade, daß es nicht in Hrn. Privorsky's Kräften steht, denselben auch Geist einzugeben. Trotzdem amusirtren sich die Anwesenden recht gut, es ward viel getanzt u. der Ball währte bis lange nach Mitternacht. Auffallend, aber sehr leicht erklärbar war der Umstand, daß sich aus den höheren Ständen nur wenige Besucher einfanden.

Halbjahriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pranumerirt im Redaktionsbureau zu Dnen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in der Kunsthandl. der H. G. C. Miller, J. Wagner u. Treichlinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servitienplatz) in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Dnen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.